

LITERATUR

Die Spur des Horrors

Der neunjährige Oskar ist ein wunderlicher Bursche: Er trägt nur weiße Kleidung und verschenkt den elterlichen Wohnungsschlüssel an Pizzaboten und Typen von Greenpeace. Wenn er unglücklich ist, schlägt er sich blaue Flecken; auf seiner Visitenkarte weist er sich aus als „Erfinder, Schmuckdesigner, Entomologe, Veganer und Origamist“. Nein, allzu viele freundliche Gefühle weckt dieses altkluge Kind nicht, das Jonathan Safran Foer, 28, zum Helden seines zweiten Romans „Extrem laut und unheimlich nah“ erkoren hat. Wie schon Foers sensationell erfolgreicher Erstling „Alles ist erleuchtet“ (2002) handelt das Buch von Menschen auf den Spuren eines monumentalen Horrors. Nur dass es hier nicht der Holocaust ist, sondern die Anschläge des 11. September und die Dresdner Bombennacht vom Februar 1945. Als Oskar eine Vase seines toten Vaters zerschlägt, fällt ein Umschlag heraus, der einen Schlüssel enthält und mit dem Wort „Black“ beschriftet ist. Fortan streift der Junge durch New York und besucht alle Menschen mit Nachnamen Black, in der Hoffnung,

das passende Schloss zu finden. Zur Seite stehen ihm seine reichlich seltsame Großmutter und der stumme Großvater. Oskars Nachforschungen bilden die Haupthandlung des Romans, unterbrochen werden sie von Briefen, Tagebucheinträgen und Ich-Erzählungen der Großeltern, die abwechselnd und bruchstückhaft von ihren Traumata berichten. Hier liegt die Schwäche des Buches: In der wilden Abfolge von Passagen mit unterschiedlichen Erzählern verliert der Leser leicht Durchblick und Geduld. Oskar traktiert seine Umwelt mit philosophischen Ergüssen und kuriosen Erfindungen wie sprechenden Teekesseln oder superlangen Limousinen: „Man könnte einfach hinten einsteigen, durch die Limousine gehen und vorne aussteigen, und dann wäre man am Ziel.“ Die Notizbucheinträge des Großvaters quellen über von Geständnissen, die trotzdem nicht verraten, warum er seine Frau einmal verlassen hat. Die Tragik des Buches: Alles bleibt verschwommen.



Jonathan Safran Foer: „Extrem laut und unglücklich nah“. Aus dem Amerikanischen von Henning Ahrens. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln; 432 Seiten; 22,90 Euro.



„Die gelbe Prinzessin“-Darstellerin Kang

HAUPTSTADT

Hasch-Rausch im Opernhaus

Wen und was haben sie nicht schon alles veropert: Raumpflegerinnen, die spurlos verschwinden („Wischen – No Vision“), Hannelore Kohl („Licht“) und die CDU-Chefin Merkel („Angela – Eine Nationaloper“). Mit ihrem frisch-frivolen Vorwitz ist Berlins Neuköllner Oper unter den deutschen Kleinbühnen zweifellos das schrillste Raritätenkabinett. Mitte September will dieses Etablissement nun eine delicate Novität ausprobieren: Auf und vor der Bühne soll während der Vorstellung munter ghascht werden – gepflegter Rausch zu pflegeleichtem Wohlklang. Anlass ist die Aufführung des Einakters „Die gelbe Prinzessin“, den der französische Romantiker Camille Saint-Saëns (1835 bis 1921) 1872 komponiert hat – ein glückloses Werk, das in Deutschland noch nie aufgeführt worden ist. Der Dramaturg und Wiederbeleber Bernhard Glocksins, 46, aber behauptet: „Das Kleinod ist geradezu eine Steilvorlage für sinnliches Theater.“ Hier duseln nämlich der Japan-Narr Kornélis und seine liebeskranke Kusine Léna in halluzinatorischem Fernostwahn vor sich hin. Die kiffigen Spleene des seltsamen Paares verlegen die Neuköllner Bearbeiter jetzt ins Präsen; aus Kornélis wird der Videofilmer Sascha, aus Léna wird Mira (gesungen von der Koreanerin Victoria Kang) – eine Story, wie sie „müheles in jedem Club in Berlin-Mitte spielen“ könnte, meint Glocksins: „Zwischen Mangas, Kung-Fu und Sushi 3000“ würden „Bilder und Musiken mit einigen Joints und leckeren Lines veredelt“. Ein paar Pfeifchen dürften es dann bei der „Gelben Prinzessin“ wohl auch im Parkett sein – „als Test, was man hierzulande darf“.